

Journal #2

Akademie für Musikjournalismus 2019

3. April 2019

www.musik-journalismus.com

** ALLES DOPPELT HEUTE ** IM 2. JOURNAL ** 2 ZWILLINGE ** 2 NACHTKRITIKEN ** 2 GLOSSEN ** 2 CD-REZENSIONEN ** 2 INTERVIEWS ** 2 BLAUE KLEIDER ** 2 TULPEN ** 2 KAMMERMUSIK-AKADEMISTEN **

Die Meisterschüler

Sie sind erst achtzehn. Zwei Interviews mit den Kammermusik-Akademisten Noa Wildschut und Tony Yun

Von Alexandra Ketterer und Leah Biebert

Noa, du bist zum ersten Mal bei der Kammermusik-Akademie?

Ja, ich freue mich auf das gemeinsame Spielen. Neue Menschen kennenlernen, das ist immer ein Abenteuer. Man lernt so viel dabei!

Wann weißt du, ob das Zusammenspiel funktioniert?

Man muss ein Gefühl füreinander finden, es gibt immer den Moment, in dem es Klick macht.

erfasst genau alle Charaktere. Sie sucht danach! Sie will eine Geschichte erzählen, und sobald man sie spielen hört, zieht sie einen in ihren Bann. Ich habe am Donnerstag eine Meisterklasse mit ihr...

Was hoffst du, von ihr zu lernen?

Das Stück „Cinq danses champêtres“ von Jean Sibelius ist für mich neu, und ziemlich unbekannt. Einfacher ist das bei den

Tony, das ist deine erste Akademie in Heidelberg. Wie bist du darauf aufmerksam geworden?

Ich kenne Igor Levit sehr gut. Wir hatten den gleichen Lehrer, ich habe viel Zeit mit ihm verbracht. Er hat mich mit dem Festival bekanntgemacht. Ich freue mich sehr, hier zu sein!

Worauf freust du dich mehr, auf die Meisterkurse oder auf die Konzerte?

Auf beides! Das Klavierquintett op. 34 von Brahms werde ich im Meister-

Inwiefern? Weißt du ein Beispiel?

Ich erinnere mich an seinen Auftritt mit den Wiener Philharmonikern letzten Monat in New York. Es war extrem einzigartig! Ich denke, dass er seine Intensität gut unter Kontrolle hat, alles ist wie selbstverständlich und doch gut durchdacht.

Was möchtest du bei ihm lernen?

Ich spiele die „Kinderszenen“ von Schumann. Er hat das in der Carnegie Hall gemacht, es war die au-



Die Violinistin Noa Wildschut. Foto: Malte Hemmerich

Wie entsteht so ein Klick?

Man muss die Spielweise der anderen kennenlernen: Was genau suchen sie in dem Stück, was lieben sie? Musik ist eine eigene Sprache, nur ohne Wörter. Wir müssen unsere verschiedenen Sprachen kennenlernen und sie zu einer verbinden.

Tianwa Yang ist deine Mentorin. Wie ist es, mit ihr zu arbeiten?

Sie ist eine großartige Violinistin! Sie hat eine wunderbare Technik. Sie strahlt! Das G-Dur-Streichquintett von Brahms, das sie im Mittagskonzert gespielt hat, ist sehr dramatisch, darin liegt eine Schwere. Ich finde, sie hat einen großartigen Zugang, sie

berühmteren Stücken, da kennt man ja irgendwie die vielen Traditionen. Aber wenn man ein neues anfängt, muss man sich das ganz genau ansehen und nachforschen, was man da unbedingt herausarbeiten möchte. Natürlich macht man das so bei jedem Werk. Aber es ist etwas Besonderes bei Stücken, die ich nicht kenne. Ich bin gespannt, wie wir vorgehen werden!



Der Pianist Tony Yun. Foto: Malte Hemmerich

kurs bei Igor zum ersten Mal spielen, es ist ein tolles Stück. Aber ich freue mich auch auf den Meisterkurs mit Tianwa Yang, der Violinistin, wo ich begleiten werde.

Igor Levit leitet die Akademie. Was denkst du über ihn als Künstler?

Seine Interpretationen sind einzigartig. Auch seine Art, wie er mit der Musik kommuniziert.

ßergewöhnlichste Aufführung, die ich bisher in meinem Leben gehört habe. Ich finde, dass sein Anschlag und der Klang, den er produziert, sehr besonders sind. Er kann diesen wunderschönen Klang entstehen lassen, im Pianissimo, sehr kleine Klänge. Bei ihm steckt hinter allem eine Geschichte.

Unsere Gesprächspartner

Noa Wildschut, geboren in den Niederlanden, debütierte im Concertgebouw, musizierte mit internationalen Orchestern und gewann zahlreiche Wettbewerbe. 2017 brachte sie ihr Debütalbum heraus, eine Mozart-CD bei Warner Classics. Sie studiert bei Antje Weithaas in Berlin.

Tony Yun, im kanadischen Toronto geboren, trat 2014 mit Chopins e-Moll-Konzert in Peking auf, gab 2016 ein Solo-Recital in New York und feierte Erfolge in Irland, Spanien, China und den USA. Er gewann ebenfalls zahlreiche Preise und studiert an der Juilliard Pre-College Division bei Matti Raekallio.

Kampf und Spiel

Nachtkritik 1: die Kammermusik-Akademisten mit Leonard Elschenbroich im Mittagskonzert

Von Leah Biebert

Schillernd beginnt das Streichquintett Nr. 2 in G-Dur von Johannes Brahms, das Cello schwingt sich freudig empor. Tianwa Yang übernimmt in der ersten Geige die Führung, die anderen Spieler folgen. Über dem Pizzicato von Leonard Elschenbroichs Cello reichen sie einander das schwelgerische Motiv weiter.

Zum ersten Mal treten die Musiker in dieser Besetzung auf, sie kannten sich vorher nicht. Neben Yang, Elschenbroich und dem Bratscher Friedemann Slenczka sind das die Geigerin Noa Wildschut und die Bratscherin Lilya Tymchyshyn, Teilnehmerinnen der Kammermusik Akademie. Im Lauf weniger Tage studieren sie

mit ihren Mentoren Werke ein und führen sie in der Heidelberger Stadthalle auf.

Zurückhaltend, vorsichtig, ja beinahe fragil das Adagio. Die Musiker neigen sich die Köpfe zu, achten aufeinander, spielen mit Bedacht. Dann gewinnt Brahms an Dramatik, das Quintett dreht auf, bis sich die Spannung in einem wilden Tremolo entlädt. Im dritten Satz finden die Fünf zu einem klassisch-romantischen Gestus zurück, Wildschut und Tymchyshyn strahlen einander an. Das Finale: ein rasanter Ritt auf dem Karussell. Die Stipendiaten und Mentoren wissen die gesamte klangliche Vielfalt des Werks auszukosten.

Bei Paul Hindemiths Sonate für Viola und Klavier hingegen findet das Spiel von Lilya Tymchyshyn und Rachel Cheung nicht zusammen. Hypnotisch kreisen die Melodien umeinander, aber die Sogwirkung währt nur einen kurzen Moment. Schnell kehrt Cheung zu unerbittlicher Lautstärke zurück, rauscht im Galopp durch die Lagen. Die Geige wird aufmüpfig, steigt ein mit hitzigem Widerspruch.

Doch es fehlt das Gespür, auch der Mut zum Spiel mit den Ideen des Stücks. Man vermisst dynamische Entwicklungen, die Sonate wirkt zerfahren, bleibt mehr Kampf als Zusammenspiel. Das eigentlich so spannungsreiche Stück wird nur an der Oberfläche gestreift.

Im Gespräch verrät Noa Wildschut (siehe Seite 1), dass es immer einen bestimmten Moment gibt, in dem sie merkt, ob das Zusammenspiel funktioniert. Bei Brahms sind die Spieler ohne Frage auf einer Wellenlänge. Bei Cheung und Tymchyshyn steht der Moment noch aus.



Der Cellist und Akademie-Dozent Leonard Elschenbroich. Foto: Felix Broede

Wie wollen wir leben?

Zwei Vignetten zum Motto des Festivals

Redaktionssitzungen, Pressetermine, Podiumsdiskussionen, Preisverleihungen. Wieder ein Interview abgesagt: Umplanen, Zeitdruck. Hektik. Hetzen, durch die Texte beim Redigat, von einem Veranstaltungsort zum nächsten, durch den Tag. Ein Kaffee für Unterwegs, im Wegwerfbecher, schnell ein Brötchen zu Mittag, aus der Massenproduktion. Abends ins Konzert, der Tag wird wieder lang, bereits morgen früh ist Deadline für die nächste Kritik, dabei gab es letzte Nacht schon so wenig Schlaf, die Kollegin hatte sogar noch zwei Stunden weniger. Dunkle Ringe unter den Augen, Rückenschmerzen von der Arbeit am Computer. Schnell ein nach unten blickender Hund, ein halbherziger Versuch, aber besser als nichts, für einen Sonnengruß ist keine Zeit.

Sonnendurchflutet: Die Heidelberger Jesuitenkirche. Sanft kreist das gläserne Kreuz am Ende des Kreuz-

gangs, es schillert in Regenbogenfarben. Aus den Lautsprechern im Kirchenschiff erklingt das „Spem in alium“ von Thomas Tallis und füllt die Kirche mit besinnlichem Klang, eine gewaltige, tiefgründige Komposition. Jede Stimme wird einzeln eingesungen und wieder abgespielt, acht Stunden lang, bis um Mitternacht der letzte Akkord erklingt, und das vierstimmige Werk vollendet ist. Acht Stunden lang jeder einzelnen Stimme nachhören, am Kompositionsprozess teilhaben. Melodien verfolgen, Motive entdecken, Strukturen aufschlüsseln. Die Akustik des Raums in sich aufnehmen. Die Musik wirken lassen, geborgen im Wohlklang. Entschleunigung. Konzertbesuche sind das Yoga der Musikjournalisten.

Leah Biebert

Achtsamkeit, darüber reden jetzt alle. In Einklang mit sich kommen, den eigenen Flow finden, zwischen Work und Life balancieren. Mit den richtigen Ratgebern schwebst du im Nu ausgeglichen durch den Alltag. Einmal durchgelesen, zack, und schon stimmt der Flow. Du magst dich selbst, hast deine innere Ruhe gefunden, lächelst der Welt und deinen Mitmenschen entgegen.

An manchen Schulen ist Achtsamkeit bereits ein Unterrichtsfach. Damit schon die Kinder total relaxt in die Pause gehen. Ein Foul beim Fußballspiel? Ach was, eine Schlägerei ist nicht zu befürchten, hier holt sich keiner eine blutige Nase. Aggression, Wut? Nicht bei uns.

Es geht aber auch ohne Ratgeber. Die Kunst der Gelassenheit lässt sich zum Beispiel mit dem Percussion-Ensemble von Alexej Gerasimez bestens trainieren. Deren Heidelberger Konzert „Genesis of Percussion“ dürfte nicht nur die Kids dazu inspirieren, genau wie die Musiker auf allem rumzuhauen, was gerade im Weg steht. Töpfe, Regale, Eimer, Tonnen, alles was scheppert. In jedem von uns steckt ein Kind, das Krach machen will. Etwas Lärm braucht der Mensch, gefolgt vom behutsamen Klang des Marimbaphons. Musik kommt von Achtsamkeit - und schon stimmt der Flow.

Magdalena Hinterbrandner

Siri vergisst nie

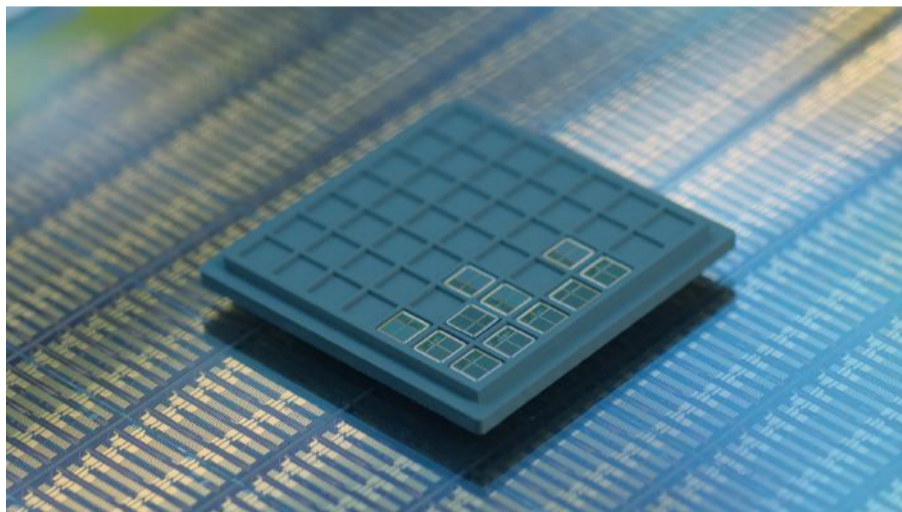
Nachkritik 2: Der Frühling wagt sich mit dem Musiktheater-Experiment „Castor&&Pollux“ weit vor.

Von Alexandra Ketterer

Rameaus Ouvertüre klettert über verschneite Felsen. Pendelt an Gebirgsschluchten zwischen Leben und Tod. Darüber lockt die Unsterblichkeit. Das 4D-Soundsystem erwacht zum Leben. Es kriecht in den Schlussakkord und schleudert ihn als verstärkten Geräuschkosmos durch die Alte Aula der Universität Heidelberg. Der Sound überschlägt sich, er wird verzerrt und rückgekoppelt. Das Musiktheaterstück „Castor&&Pollux“ verknüpft den antiken Mythos der Dioskuren mit Utopien aus dem Silicon Valley, unter teilweiser Verwendung der Tragédie lyrique, die Jean-Philippe Rameau 1737 in Paris komponiert hatte. Eine ungewöhnliche Bühnenkonstruktion spielt dabei mit – in der Rolle der künstlichen Intelligenz.

Der Komponist und Videokünstler Lukas Rehm, die Theaterregisseurin Lisa Charlotte Friedrich und der Dramaturg Jim Igor Kallenberg sind Fellows des LAB Akademie. Im Frühling 2016 begannen sie damit, diese Story zu entwickeln mit dem Ziel, ein neues Musiktheater-Format für ein aufgeklärtes Publikum zu erarbeiten. Was ist daraus geworden?

Auf acht kleinen Bildschirmen und einer großen Leinwand werden verschiedene Videosequenzen gezeigt: blinkende Schaltkreise, Chips und Regler, einsame Schwäne und trinkende Löwen, Castor als Boxer, Pollux als reitender Akrobat, dazwischen Naturbilder im digitalen Animationsmodus. Video-Interviews mit Karlheinz Meier und anderen Forschern zur Künstlichen Intelligenz geben einen beunruhigenden Input. Alle acht Sänger/Sprecher sind abwechselnd sowohl Castor als auch Pollux. Der Rechercheteppich wird tüchtig durchgeschüttelt und ausgebreitet, jeder im Publikum darf sich einen roten Faden herausklauben.



Löwen, Platinen, Akrobaten. Bilder aus der Videoinstallation. Foto: Heidelberger Frühling

In einer Schlüsselszene bleibt Pollux, diesmal verkörpert von einer Sopranistin, verzweifelt allein zurück. Im Selbstgespräch, ohne Musik, beklagt er den Tod seines Zwillingbruders. Da klinkt sich eine künstliche Intelligenz à la Siri ein: „Was genau meinst du damit, Pollux?“ Für die KI ist die Angst von Pollux unverständlich, der befürchtet, das Gesicht seines Bruders zu vergessen, denn was die Maschine einmal lernt, das vergisst sie nie. Fragender und Antwortender vertauschen die Rollen, die Gedanken von Pollux verschmelzen mit denen der Maschine, er verwandelt sich in ein transhumanes Wesen. Unklar bleibt, ob nun Göttervater Zeus eingreifen muss, als Deus Ex Machina, oder ob Ray Kurzweils Singularity Pollux in die Unendlichkeit befördert.

Von der Wucht und den Farben, die in der Partitur Rameaus stecken, lassen die Rossetti Players unter Leitung von Konzertmeisterin Barbara Konrad leider wenig hören. Es bleibt den Sängerinnen und Sängern, darunter vor allem den vollen Stimmen von Bassbariton Jussi Juola und den Sopranistinnen Sarah Matousek und Natalie Pérez überlassen, die schütterten Klänge des Orchesters zusammen zu halten. Nur gut, dass über weite Strecken nur gesprochen wird. Die elektronische Klangkomposition sorgt für den Spannungsbogen. Einmal klingt es, als würde die Luft zerschnitten. Ein andermal unterbricht eine sich aufbäumende Synthesizerfrequenz das vorwärts treibende rhythmische Muster, sie mutiert zu einem flächigen, industriellen Tonstrom. Jede Bewegung auf der Bühne, die sich wie eine Rampe längs durchs Publikum erstreckt, wird von den Algorithmen in Klang verwandelt: Der Mensch agiert, die Maschine antwortet.

Eine Frau, die weiß, was sie will

Die Pianistin Khatia Buniatishvili baut Brücken von Franz Schubert zu Franz Liszt.

Von Lisa Schön

Wirklich auffallend ist die coole Disziplin dieser Pianistin. Nie verliert Khatia Buniatishvili ihren Fokus. Dabei hat sie erst rund zehn Jahre Erfahrung als Solistin, noch vor kurzem wurde sie als „Nachwuchskünstlerin“ oder „Rising Star“ angekündigt. Heute reicht ihre Abgeklärtheit buchstäblich bis in die Fingerspitzen, vom ersten Schritt auf die Bühne bis zur zweiten Zugabe.

Buniatishvili tritt auf. Sie geht zum Flügel, verneigt sich leicht,

setzt sich, hält inne, ihre Hände schweben für einen Moment über der Tastatur – dann fängt sie an. Der erste Akkord von Schuberts letzter Klaviersonate in B-Dur wirkt zurückgenommen, beinahe andächtig. Sie steigert das Tempo entschieden, kehrt aber mehrfach wieder zur Ausgangsgeschwindigkeit zurück. Eine dynamische Kontrastdramaturgie, die auch zur eigenwilligen Auskostung von Fermaten führt. Sanft schwe-

bend das Andante sostenuto: Buniatishvili spielt diesen magischen Satz entschleunigt, viel langsamer, als man es von anderen Pianisten kennt. Nicht alle können oder wollen sich offenbar auf diesen langen Atem einlassen, zunehmend kommt Unruhe auf im Saal, es raschelt und hustet, was auch Khatia Buniatishvili mitkriegt. Später, nach dem Konzert, im Interview rechtfertigt sie sich und erklärt, warum ihr die übliche Spielweise dieses Satzes zu lebhaft sei.

Der Klang vergeht nie. Sie lässt ihn nicht sterben. Beim Pedalwechseln bleiben die Finger liegen, die Tasten gehalten. Nicht enden wollende Momente entstehen, Schubertsche Ewigkeiten. Das Zeitempfinden löst sich auf. Im tänzerisch leicht dargebotenen dritten Satz finden Buniatishvili und diese Sonate mühelos wieder zurück in die Echtzeit.

Auch die zweite Konzerthälfte, Kompositionen von Franz Liszt gewidmet, gestaltet sie auf ihre eigene, selbstbewusste,

entschlossene Buniatishvili-Art. Als programmatischer Brückenschlag dienen Schubert-Lied-Paraphrasen von Franz Liszt. Folgt ein wohldurchdachter Ausflug ins Pianistisch-Virtuose, souverän und mit eindrucksvoller Körpersprache gestaltet Buniatishvili „Mazeppa“ aus den „Études d'exécution transcendante“ sowie die sechste Ungarische Rhapsodie.

Wieder wirkt vor allem die Dynamik unerhört ausdifferenziert, nicht nur im donnernden Fortebereich. Selbst die allerleisesten Töne – so leise, dass man verwundert ist, dass beim Anschlagen der Taste überhaupt noch ein Ton erklingt – haben noch einen Klangkern. Die Ausstrahlungskraft dieser Darbietung ist im ganzen Raum spürbar: Es entsteht eine Aura. Am Ende steht die Pianistin vor einem begeisterten Publikum. Dank. Zugabe, Interview, Abreise. Eine Frau, die weiß, was sie will.



Khatia Buniatishvili in der Stadthalle. Foto: studio visuell photography

Die schwarze Wucht

Tianwa Yang will alle Kompositionen Rihms für Violine und Orchester aufnehmen. Jetzt ist das erste Album da.

Von Ida Hermes

Es dauert noch nicht einmal fünf Minuten, da möchte man sich schon Zwiebeln auf die Ohren binden: Wolfgang Rihms „Lichtzwang“ für Solovioline und Orchester tut weh. Hohes Vibratosirren, penetrante Haltetöne, ein brachialer Orchesterklang ohne Violinen und Oboen, dafür mit einer Elektro-Orgel und von allem anderen ein bisschen mehr.

Diese Frequenzen! Beinahe ist es ein Wunder, dass die CD sich nicht selbst zersplittert. Also, warum nicht einfach die Stopp-Taste drücken? Die Violinistin Tianwa Yang hat auf ihrem neuen Album dieses und zwei weitere Rihm-Stücke eingespielt. „Lichtzwang“ ist das älteste, von 1977. „Dritte Musik“ entstand rund zwanzig Jahre später, „Gedicht des Malers“ erst vor vier Jahren. Musik

aus drei verschiedenen Schaffensperioden Rihms also, vom Beginn seiner steilen Karriere bis heute. Sehr unterschiedlich sind diese Stücke, und doch haben sie eines gemeinsam: eine spätromantisch anmutende Intensität, die zum Weiterhören zwingt. Man kommt nicht raus.

Das liegt natürlich einerseits an der jeweiligen Komposition. Aber auch die Kunst der Interpretation spielt eine Rolle dabei. Man denke etwa an Teodor Currentzis, der die Effekte der Tschaikowsky-Symphonien bis zur Unerträglichkeit steigert. Oder, als Gegenbeispiel, die unzähligen Klassik-Hit-Compilations, auf denen selbst Beethoven so abgelatscht klingt wie das Gedudel des alten Eiswagens in unserem Dorf, damals.

Tianwa Yang weiß genau, was sie tut. Sie ist eine großartige Musikerin, eine brillante Virtuosa mit makelloser Technik. Freilich, eine Technik ohne Kälte! Yang stellt ihr Können nicht zur Schau, sondern in den Dienst der Musik. Sie dosiert jede Klangfärbung genau, gestaltet Kontraste aus mit Besonnenheit, vom heftigsten Fortissimo bis ins fragile Piano, ja, bis zur Stille. Und zieht so mit unglaublicher Entschiedenheit durch, was Rihm in die Partitur geschrieben hat. Und die Deutsche Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz unter Christoph-Mathias Mueller geht mit.

Der Geigenton Yangs verschmilzt mit schnarrenden Bläserstimmen, lässt sich von der schwarzen Orchesterwucht verschlingen, um sich

plötzlich dagegen aufzubauen. Es ist ein ständiges Mit- und Gegeneinander, diese Konzertstücke wachsen sich aus zu intimen Duetten zwischen Orchester und Solovioline. Ja, es stimmt, sie verlangen auch dem Hörer einiges ab. Aber: Das lohnt sich. Für die Kompositionen Wolfgang Rihms ist dieses Album jedenfalls schon jetzt eine Referenzaufnahme.



Foto: Naxos

Ein Abend der Extraklasse

Bomsori Kim und Rafał Blechacz spielen Violinsonaten von Mozart, Fauré, Debussy und Szymanowski.

Von Felix Kriewald

Sie ist der Inbegriff der verschmitzten Wiener Leichtigkeit: Mozarts Sonate für Violine und Klavier F-Dur KV 376. Jedenfalls spielen Bomsori Kim und Rafał Blechacz sie in eben diesem Geist. Die beiden bieten auch einen höchst vergnüglichen Anblick, sie sprudeln förmlich vor Freude und machen es dem Publikum in der Heidelberger Stadthalle unmöglich, nicht wenigstens auch zu lächeln.

Man würde so gerne mit ihnen lachen. Wenn man es nicht besser wüsste, würde man annehmen, die beiden seien schon seit langer Zeit ein eingespieltes Team. Blechacz war vor zwei Jahren auf Kim aufmerksam gewor-

den, nach ihrer beeindruckenden Leistung im Wieniawski-Wettbewerb, und hatte sie per Mail kontaktiert. Kim, die ihrerseits schon seit einiger Zeit ein großer Fan von Blechacz war, stimmte einer Zusammenarbeit sofort zu. Eine Geschichte wie aus dem Bilderbuch!

Die Mozartschen Violinsonaten sind an sich keine Stücke für den Konzertsaal, sondern Hausmusik: verspielt, luftig, besonnen. Noch hat das Klavier dabei die Führungsrolle, Blechacz und Kim indes spielen symbiotisch-gleichberechtigt, unter entschiedener Nichtberücksichtigung der historischen Aufführungspraxis. Mit der Sonate Nr. 1 in A-Dur von Gabriel

Fauré wird die Stimmung dramatisch, schmachkend. Spätestens jetzt offenbart sich die technische Perfektion der beiden Musiker. Die rasanten Oktavläufe der Violine, Kims Bogentechnik und der daraus resultierende Klang, sind schlichtweg ein Traum. Blechacz hat, dem Anblick nach zu urteilen, keinerlei Mühe mit den immensen Schwierigkeiten seines Parts, beinahe beiläufig wirkt sein makellostes Spiel. Bei aller spätromantischen Melancholie wird die Interpretation von einer natürlichen Leichtigkeit dominiert. Wie ein Klagelied, das sich aus dem Nichts manifestiert, beginnt der zweite Satz. Dann blüht die Musik plötzlich strahlend auf. Kim und Blechacz nehmen sich viel Raum zur Klangentfaltung, sie gestalten die Phrasenenden schön aus.

Für jedes Werk, aus unterschiedlichen stilistischen Welten, finden Kim und Blechacz den passenden Klang. Die g-moll-Sonate von Claude Debussy beginnt schildernd, zart und zerbrechlich und entwickelt sich äußerst kontrastreich. Mit himmlischem Portamento zeichnet die Geige feine Pinselstriche auf ein farbenfrohes Klanggemälde. Das Intermède,

beginnend mit einer Violinkadenz, ist eine einzige Frage. Zunächst flehentlich und dann auf einmal burlesk, sucht die Musik nach einer Antwort, aber findet sie nicht einmal im flirrenden Finale. Keiner der Sätze endet, wie man es erwarten würde.

Schließlich: Karol Szymanowski. Seine Sonate d-moll op.9 ist ein immer noch sträflich vernachlässigtes Frühwerk. Während Blechacz schon seit vielen Jahren mit diesem Stück seines polnischen Landsmanns vertraut ist, hat Kim es eigens neu einstudiert, auch für die Studioaufnahme, die kürzlich bei der Deutschen Grammophon herauskam. Unbändig in seinem jugendlichen Ausdruckswillen ist das Allegro Moderato Patetico. Im Andantino entfalten sich zaghaft melodische Linien, gefolgt von verstohlenen Pizzicati und einer Kantilene, lyrisch wie ein Gedicht in Schönschrift. Das Finale endet turbulent, und die zwei Ausnahmetalente lassen ein überaus begeistertes Publikum zurück. Ob sie in Zukunft weiter gemeinsam musizieren? Kim sagt, sie würde sich freuen. Damit ist sie nicht allein.



Blechacz und Bomsori Kim in der Stadthalle. Foto: studio visuell photography

Saite, Feder, Pinsel

Wolfgang Rihms Musik für Violine und Orchester ist Dichtern und Malern gewidmet.

Von Selina Demtröder

Die Geigerin Tianwa Yang hat sich ein ehrgeiziges Projekt vorgenommen. Sie will sämtliche Werke für Violine und Orchester des Komponisten Wolfgang Rihm aufnehmen, die erste CD ist vor kurzem erschienen. Gemeinsam mit der Deutschen Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz und dem Dirigenten Christoph-Matthias Mueller stellt sie drei Werke vor aus drei verschiedenen Schaffensphasen: „Lichtzwang“ entstand 1975, als Rihm dreiundzwanzig Jahre jung war. „Dritte Musik“ stammt aus den frühen Neunzigern. Und das jüngste Stück, „Gedicht des Malers“, kam vor fünf Jahren heraus.

Es ist viel Arbeit, sich da hineinzuhehren! So kurz und zart meldet sich die Stimme der Solovioline, ganz am Anfang des ersten Albumtracks,

das man sie fast nicht bemerkt, vor allem, weil Akkordeon, Bongo und Congas sie laut und hart unterbrechen. Folgt ein hitziger Dialog zwischen Schlaginstrumenten und Geige, Rhythmus und Melodie, synkopierten Akzenten und wild gezackten Triolenpassagen. Vage wird eine periodische Struktur erkennbar, die regelmäßig durch Tempozunahme und Verdichtung der Musik auf- und durch deren Reduktion wieder abgebaut wird. Virtuos wechselt Yang von einem markanten Zupfen der Saite über ein gefühlvoll hallendes Pizzicato hin zum sanften Bogenlegato. Man kommt als Hörer kaum hinterher, so fantastisch wild jagt der Drive dieses dunklen Stücks voran. Er habe es, schrieb Wolfgang Rihm auf die erste Seite der Partitur, seinem verstorbenen Freund Kurt

Kocherscheidt gewidmet: „dessen Malerei ich, vom Grundklang bis zum Oberflächengeräusch, viel ablauschte - vor Augen sein Bild „Schwarze Schönheit“.

Dagegen ist „Lichtzwang“ einem Dichter gewidmet, der, bis ins Innere seiner Sprache hinein, vom Überleben des Holocaust geprägt war. Opulent mit Bläsern besetzt ist das volle Orchester, der gezielte Einsatz des Schlagwerks verleiht dem Rumoren der tiefen Stimmen Kontur, und doch: Im Fokus steht Yangs kantabler Violinenpart. Immer wieder ist ein Streben nach melodisch-tonalen Abschnitten zu erkennen, das setzt sich durch: dunkel eingefärbte Melodien beantworten den Drang nach Auflösung mit Schönheit, sie vertiefen die Me-

lanchole. Dass auch Musik haptisch wirken kann, wie ein Bildkunstwerk, zeigt das jüngste Stück „Gedicht des Malers“. Es ist geprägt vom hellen, hohen Klang des fließenden Augenblicks und ist das am ehesten tonale Werk. Dennoch verlangt auch diese Musik Rihms viel von ihren Hörern. Je tiefer man sich auf sie einlässt, ihr nachlauscht, versucht, zu begreifen, desto mehr hat man davon.



Foto: Naxos

Konzert mal anders

Immer wieder Tea Time

Glosse 1: Gute Laune im Europäischen Hof

Von Lisa Schön

Die Musik kommt wie das Essen, in Häppchen, dreimal für zwanzig Minuten. Was genau auf dem Speiseplan steht, wird nicht näher verraten. Nur so viel: „Werke von Nadia Boulanger, Camille Saint-Saëns, Claude Debussy und anderen“. Die Tea Time im Europäischen Hof ist ein Erlebnis für alle Sinne, zur Musik werden Tee und Kanapees serviert. Die Tische sind mit übergroßen Lilien geschmückt, und als die Kellner auch noch die Etageren verteilen, wird es fast unmöglich, sein Gegenüber zu sehen.

Ein süßer Duft erfüllt den Raum, die Musiker lassen auf sich warten. Der Kellner fragt, ob er die Blumen wegstellen soll, es geht höflich zu. Eine Besucherin nimmt sein Angebot erleichtert an, er straft sie mit Verachtung. Ohne die Lilien ist das Grandhotel gar nicht denkbar.



Am Nachbartisch sitzen zwei quietschpinke Kostüme mit ihren Gatten. Man kokettiert miteinander, eine Dame reicht dem Herrn gegenüber lasziv das Programm. Es spielen: Theo Plath am Fagott und Aris Alexander Blettenberg am Klavier. Ihr egal. Ihm auch.

Tatsächlich spielt es keine Rolle: Die Tea Time ist ein schillerndes Bouquet. Wer das Glück hat, dabei zu sein, taucht ein in eine andere Welt. In die Welt der Cocktailsessel, der Kelche mit Champagner rosé und der blauen Maccarons. Gedämpfte Atmosphäre in erlesenem Interieur. Ein Mann reckt seinen Hals: „Sie waren doch letztes Jahr auch schon da!“

Ganz schön gewagt, dass die Musiker ihr Programm ausgerechnet mit „und anderen“ beginnen, mit der Fagottsonate von Daniel Schnyder. Neue Musik für Teetrinker? Das Ende kommt so abrupt, dass eine Dame mit lautem „Oh!“ in die Stille platzt. Pikierte Blicke, was für ein groteskes Stück. Aber schon bald hellen die Mienen sich wieder auf. Ein Glück, es folgen freundlichere Klänge. Und wozu die Etikette? Ein Salon ist kein Kon-

zertsaal, ohne klapperndes Geschirr wäre der Nachmittag nur halb so schön.

Es lebe die Tafelmusik. Bis auf die Lilien, die duften einfach zu laut.

Nie wieder Familienkonzert

Glosse 2: Tränenflut in der Hebelhalle

Von Magdalena Hinterbrandner

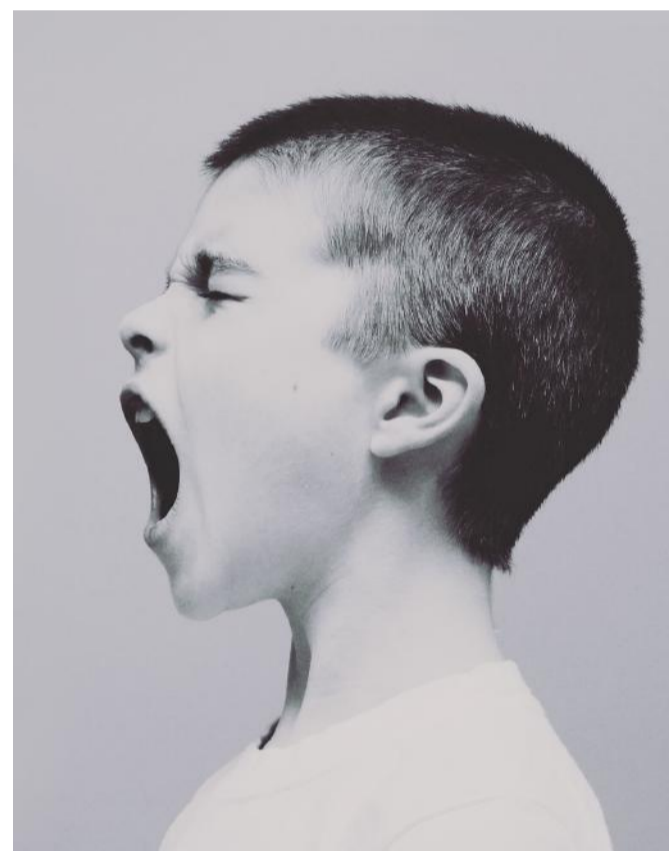
Wenn Oma und Opa mit ihren Kindern und Kindeskindern in ein Familienkonzert gehen, denkt man sich nichts Böses. Eine Familie möchte den gemeinsamen Sonntagnachmittag genießen. Ach, schön!

Und nach der Vorstellung springen die Kinder aus dem Konzertsaal und jauchzen: „Omi, nochmal!“ So geht Familienkonzert.

Die belgische Zonzo Compagnie ist da ganz anderer Meinung. Ihr Anliegen ist es, in dem Stück „BerBerio“ Kinder mit Musik von Luciano Berio bekannt zu machen. Sie haben Stücke, die Berio für seine Muse, die unvergleichliche Vokalartistin Cathy Berberian komponiert hatte, in kleine Fetzen gerissen und zeigen dazu gruselige Videos. Um es gleich zu sagen: Das hat Berio nicht verdient. „Na, wie hat es dir gefallen?“ fragt der Papa. „Gaaaar nicht!“ schreit das Mädchen. Ein Junge, schluchzend, in Tränen aufgelöst, wird von der Mutter in die Arme geschlossen und getröstet: „Das war doch gar nicht echt“.

Aber irgendwie war doch ganz schön viel echt. Diese Münder an der Wand! Erst ein Riesenmund, danach viele kleine, dann Lippen, Zähne und

Zungen, Speichelfäden inklusive. Ein Mund blubbert. Ein Mund schmatzt. Ein Mund isst Schokolade und kaut genüsslich auf ihr herum, aus Masse wird Matsch. Eine Sängerin, live auf



der Bühne, gibt verwirte Laute von sich und pappt Klebeband auf den Boden. Da war es wenigstens noch einigermaßen hell. Dann wurde es dunkel. Es blieb dunkel. Unheimlich dunkel.

Man hätte mit den Knirpsen gleich ins Kino zu „Paranormal Activity“ gehen können. Da gibt es wenigstens eine Geschichte, auch wenn sie den Großeltern vielleicht nicht gefallen würde. Aber die denken sich so wieso: Nie wieder Familienkonzert.

Impressum

Das Journal ist eine Publikation der Musikjournalismus-Akademie des Heidelberger Frühling

Leitung: Dr. Eleonore Büning
Mentoren: Dr. Christiane Peitz, Christiane Lux, Thilo Braun, Malte Hemmerich, Jonas Zerweck

www.musik-journalismus.com
www.heidelberger-fruehling.de